



Ein Psychopath?

James Fallon ist einer der angesehensten Hirnforscher Amerikas. Jahrelang analysierte er die Gehirne von Serienkillern – dann machte er an sich selbst eine Entdeckung

Von Bastian Berbner, DIE ZEIT, 29.07.2021

Ende der Achtzigerjahre war James Fallon vor allem damit beschäftigt, Rattenhirne zu zerschneiden und unter dem Mikroskop zu begutachten. Er war Anfang vierzig und Professor für Neurobiologie an der University of California. Von seiner Grundlagenforschung erhoffte er sich, dass sie eines Tages helfen würde, Krankheiten wie Parkinson und Schizophrenie zu heilen. Dass die Universität damals einen neuartigen Hirnscanner anschaffte, bekam er zwar mit, erinnert er sich heute. Es habe ihn aber nicht weiter interessiert.

Jedenfalls stand da nun dieses Gerät im Erdgeschoss der medizinischen Fakultät, ein sogenannter PET-Scanner der ersten Generation. Schob man einen Menschen hinein, bildete der Scanner ab, welche Bereiche des Gehirns gerade aktiv waren, dreidimensional, so genau wie keine andere Maschine auf der Welt. Das sprach sich herum.

Immer mal wieder kontaktierte ein Rechtsanwalt die Universität: Er habe einen Mandanten, dessen Gehirn er gern scannen lassen würde – einen Serienmörder, einen Kindervergewaltiger, einen Sadisten, der in diesem oder jenem amerikanischen Gefängnis einsitze. Vielleicht, so die Hoffnung dieser Anwälte, würde der Scanner derart drastische Hirnschäden finden, dass ihr Mandant als nicht zurechnungsfähig angesehen werden könnte und ihm so die Todesstrafe erspart bliebe.

Also gingen auf den Dächern der Universitätsgebäude manchmal Scharfschützen in Stellung. Dann rollte ein Polizeikonvoi heran, und schwer bewaffnete Beamte führten den Häftling durch die Hintertür hinein. Während der Scanner scannte, musste



der Killer Konzentrationsaufgaben lösen, um sein Gehirn zu aktivieren. Ein Computer errechnete dann 32 Bilder von jeweils sechs Millimeter dicken Scheiben des Gehirns. 32 Aufnahmen vom Denken und Fühlen eines Verbrechers – beziehungsweise vom Nichtdenken und Nichtfühlen. Die Hirnregionen, die der Computer rot und orange darstellte, waren besonders aktiv. Blau und grün: wenig aktiv. Dunkellila und schwarz: quasi inaktiv.

Da sich niemand an der Universität so gut mit dem menschlichen Hirn auskannte wie James Fallon, wurde er gebeten, die Aufnahmen zu analysieren. Er betrachtete es als Hobby, als hochinteressante Ablenkung von seiner ohnehin interessanten Arbeit. Es dauerte nicht lange, da blickte Fallon auf die Scans wie ein Kunstkenner auf einen Caravaggio. Ein Blick, und er sah eine Geschichte.

Bei einer der anonymisierten Aufnahmen zum Beispiel, sagt Fallon, sei ihm schnell klar gewesen, dass dieser Mensch nur wenig Empathie empfinden konnte. Vielleicht gar keine. Und so unterfunktional, wie Teile des Frontal- und des Parietallappens waren, vermutete Fallon einen Sprachfehler. Später erfuhr er, dass es das Gehirn von Joel Rifkin war.

Rifkin stotterte. Er ermordete 1989 in New York eine Prostituierte, trennte ihr die Fingerspitzen ab und steckte ihren Kopf in einen Farbtopf, den er am siebten Loch eines Golfplatzes vergrub. Vier Jahre und wahrscheinlich 16 Morde später wurde Rifkin von einer Polizeistreife angehalten, im Kofferraum fanden die Beamten die verwesende Leiche einer Frau. Rifkin sagte: »Ich hatte Sex mit ihr, dann ist die Sache außer Kontrolle geraten, und ich habe sie erwürgt. Denken Sie, ich brauche einen Anwalt?«

Auf einem anderen Scan sah Fallon später ein ähnliches Muster. Er stammte von Cary Stayner, der 1999 an die Tür eines Motelzimmers geklopft hatte, in dem sich eine Mutter mit ihrer 15-jährigen Tochter und deren Freundin, einer argentinischen Austauschschülerin, befand. Stayner strangulierte die Mutter, zwang die Mädchen, Sex miteinander zu haben, erwürgte die Austauschschülerin und fuhr dann mit der



Tochter an einen See, legte sie dort nach eigener Aussage auf eine Lichtung, kämmte ihr die Haare, sagte ihr, dass er sie liebe, und schnitt ihr die Kehle durch.

Im Jahr 2005, als James Fallon Scans von 45 Straftätern analysiert hatte, fiel ihm etwas auf. Es gab eine Reihe von Verbrechern, etwa 20, deren Aktivitätsmuster stark abwichen von dem, was man als »normal« bezeichnen könnte – die sich aber wiederum untereinander sehr ähnlich waren. Auch Joel Rifkin und Cary Stayner gehörten zu dieser Gruppe. Bestimmte Teile des orbitalen Cortex, des Temporal- und Frontallappens und der Amygdala waren nahezu schwarz, also jene Bereiche, die unter anderem für Empathie und Selbstbeherrschung zuständig sind.

Dann erfuhr Fallon, dass die meisten dieser Menschen von Psychiatern dieselbe Diagnose erhalten hatten. Sie waren Psychopathen.

Fallon, der ursprünglich Biologie studiert hatte, war immer davon ausgegangen, dass das Verhalten eines Menschen zum größten Teil in seinen Genen begründet liegt. Dass es von Geburt an weitgehend festgelegt ist. Als er das typische Hirnmuster der Psychopathen erkannte, habe er sich bestätigt gefühlt und gedacht: Ein Mensch mit diesem Gehirn *muss* zum Mörder werden. (Tatsächlich sind in den USA mehrere Menschen wegen ähnlicher Befunde der Todesstrafe entgangen.)

Zur gleichen Zeit arbeitete Fallon an einer Alzheimer-Studie. Er hatte die Hirne von Patienten gescannt und brauchte noch ein paar Aufnahmen für die Kontrollgruppe: Menschen mit nicht von Alzheimer betroffenen Gehirnen. Also scannte er seine drei Brüder, seine Ehefrau Diane, seine drei Kinder und sich selbst.

An einem Tag im Oktober 2005 brachte ihm ein Labortechniker die Aufnahmen. Fallon blätterte sie durch. Sah alles normal aus, unauffällig. Bis er zu dieser einen Aufnahme kam. Er habe angefangen zu lachen, sagt er heute, sagt auch der damalige Labortechniker, und habe zu dem Techniker gesagt: »Sehr witzig. Ihr habt mir einen von den Serienmördern untergemischt.«

»Nein, das sind die Aufnahmen deiner Familie.«



»Das kann nicht sein. Jemand mit einem solchen Gehirn sollte nicht frei herumlaufen.«

Teile des orbitalen Cortex, des Temporal- und Frontallappens und der Amygdala waren schwarz. Wie bei Rifkin. Wie bei Stayner. Es sei eindeutig gewesen: Dies war das Gehirn eines Psychopathen. Fallon löste das Klebeband, unter dem sich der Name der gescannten Person verbarg.

Da stand: »James Fallon«. Er blickte auf die Aufnahme seines eigenen Gehirns.

James Fallon ist heute 73 Jahre alt und lebt in einem hübschen Haus auf dem Universitätscampus in Irvine, eine knappe Autostunde südlich von Los Angeles. Kalifornien könnte hier nicht kalifornischer sein, Dauersonne am Himmel, Teslas auf den Straßen und am Strand Leute, die zehn Jahre jünger aussehen, als sie wahrscheinlich sind. An diesem Morgen im Juli 2021 hat Fallon schon im Whirlpool im Garten gesessen und das Kreuzworträtsel der *New York Times* gelöst. Jetzt klagt er über seine Diät.

Zwölf Mal, sagt er, habe er schon um die 35 Kilo abgenommen. Es sei mal wieder Zeit. Pasta sei sein einziges Laster, sagt er. Zumindest, wenn man Alkohol, Pferdewetten und ein paar andere Dinge ignoriere. Jedenfalls isst er gerade keine Kohlenhydrate. In den Tagen, in denen er für diesen Artikel über sein Leben spricht, nimmt er mal dicke Käsescheiben zu sich, mal ungewaschenen, rohen Blumenkohl, ab elf Uhr morgens trinkt er Bourbon aus einem Wasserglas.

James Fallon, den die meisten Jim nennen, ist einer der angesehensten Neurowissenschaftler Amerikas. Seit 2007 ist er in Rente, was bedeutet, er arbeitet nicht mehr im Büro, sondern hier im Garten. Seine Frau Diane sagt, sie könne sich nicht erinnern, wann sie zuletzt zusammen ferngesehen haben oder ins Kino gegangen sind. Ihr Mann ist immer beschäftigt, wenn nicht mit Arbeit, dann mit Jim-Kram.

Heute zum Beispiel ist er um vier Uhr aufgestanden, um die Tour de France zu gucken, zweimal den Mont Ventoux in einer Etappe, das kann er sich nicht entgehen lassen, gleichzeitig hat er im Internet Artikel gelesen über die Erfindung der Hose,



faszinierend, zwischendurch zoomte ihn ein Paläogenetiker aus Italien an, der seine Hilfe bei einem Artikel will, es geht um den Schädel eines menschlichen Urahns, Fallon hat ihn vor einigen Jahren mal analysiert, als er auf Einladung des Vatikans in Italien war, um beim Papst eine Idee über eine Virtual-Reality-Predigt zu pitchten. Jetzt, bevor das Interview losgeht, muss er noch schnell auf einige Pferde wetten, die später bei einem Rennen in Indiana antreten werden.

Jim interessiert sich für alles, sagt seine Frau.

Jim kann spontan einstündige Vorträge über Dinge halten, über die du noch nie nachgedacht hast, sagt sein Freund Dean.

Jim kann sich nicht langweilen, sagt sein Bruder Tom.

Nicht untypisch für einen Psychopathen, sagt Jim.

Stimulationsbedürfnis: 1 Punkt.

Wahrscheinlich hätten die meisten Menschen beim Blick auf ihr eigenes Serienkiller-Gehirn erschrocken gefragt: Was stimmt nicht mit mir?

Jim Fallon sagt, er habe gedacht: Meine Theorie ist falsch.

Offenbar war es durchaus möglich, ein solches Gehirn zu haben und kein Mörder zu werden. Anders als Rifkin, anders als Stayner hatte er nie getötet. Er war auch sonst nie kriminell gewesen. Im Gegenteil, er hatte eine steile Karriere als Wissenschaftler gemacht. Sein Gehirn sah aus wie die Gehirne der grausamsten Verbrecher. Und trotzdem hatten diese der Gesellschaft geschadet – und er hatte ihr genutzt. Wie war das zu erklären?

Wo in Los Angeles man den ehemaligen FBI-Agenten Jim Clemente trifft, darf man nicht schreiben, nicht mal den Stadtteil. Clemente sagt, er habe sehr böse Typen ins Gefängnis gebracht, steinkalte Psychopathen, einige von ihnen so schlau, dass er ihnen nicht den kleinsten Hinweis geben will, wo man ihn finden könnte.

Zwölf Jahre lang war Clemente Profiler beim FBI. Sein Job war es, sich in die Logik von Serienkillern hineinzusetzen. Es dürfte wenige Menschen geben, die



sich so gut mit dem Denken von Psychopathen auskennen wie er. Beim FBI benutzen sie für ihre Verhaltensanalysen die sogenannte Psychopathie-Checkliste, die der kanadische Psychologe Robert Hare Anfang der Achtzigerjahre erstellt hat.

Die Liste umfasst 20 Persönlichkeitsmerkmale, die zusammengenommen den Kern der psychopathischen Persönlichkeit ausmachen. *Stimulationsbedürfnis* sowie *Pathologisches Lügen, Sprachgewandter Blender, Manipulatives Verhalten, Mangel an Empathie, Frühe Verhaltensauffälligkeiten* und so weiter. Für eine Diagnose werden pro Merkmal Punkte vergeben: null Punkte (trifft nicht zu), ein Punkt (trifft zum Teil zu) oder zwei Punkte (trifft voll zu). Maximal erreichbar sind also 40 Punkte. Die meisten Menschen liegen zwischen null und fünf. Ab 30 gilt man als Psychopath.

Diese Checkliste wird auf der ganzen Welt von Profilern wie Jim Clemente, vor allem aber von forensischen Psychiatern und Gefängnispsychologen eingesetzt, auch in Deutschland. Eine hohe Punktzahl ändert oft viel. Die Methoden der Ermittler. Die Arbeit der Therapeuten. Die Länge des Freiheitsentzuges, etwa wenn es um das Aussetzen der Strafe zur Bewährung oder um die Anordnung einer Sicherheitsverwahrung geht. Die Liste ist nicht unumstritten, aber sie gilt als taugliches Instrument, um Serientäter zu identifizieren: Psychopathen werden laut zahlreichen Studien deutlich häufiger rückfällig als andere Verbrecher.

Viele stellen sich Psychopathen als durchgedrehte Einzelgänger vor, sagt Jim Clemente, dabei habe ein Psychopath oft viele Menschen um sich, manchmal ein ganzes Gefolge. »Freunde« könne man diese Menschen nicht nennen, weil Psychopathen nicht in der Lage seien, die für Freundschaft nötigen Gefühle zu empfinden. Deshalb die dunklen Stellen auf den Hirnscans in den Bereichen, die für Empathie zuständig sind. Aber Psychopathen seien eben sehr gut darin, diese Gefühle zu simulieren.

Psychopathen haben ein beinahe einzigartiges Talent, Menschen zu lesen. An den kleinsten Bewegungen der Gesichtsmuskeln ihres Gegenübers erkennen sie, was



dieser Mensch will, wovon er träumt, wovor er sich fürchtet. So können sie andere für ihre eigenen Ziele instrumentalisieren.

Den Unsicheren ermutigen sie, der Einsamen leisten sie Gesellschaft, demjenigen, der sich aus seinem langweiligen Leben heraussehnt, verschaffen sie ein Abenteuer und der Geldgierigen eine scheinbar sichere Investitionsmöglichkeit. Dass ihre Motive vorgetäuscht sind, ist dann oft egal. Menschen folgen ihnen trotzdem, manchmal bis in den Tod.

Robert Spangler zum Beispiel, sagt Jim Clemente. An den denke er immer noch, obwohl es mehr als 20 Jahre her ist, dass Spangler ihm, Clemente, seine Taten gestand. Er hatte seine erste Frau an Heiligabend in den Keller gelockt und dort erschossen, dann ging er hoch, erschoss die Tochter und erstickte den Sohn mit einem Kissen. Später heiratete Spangler erneut. Als man die Leiche der zweiten Ehefrau fand, hatte sie Gift im Blut. Seine dritte Frau stieß Spangler in den Grand Canyon. Rückwärts. Er sah ihr in die Augen, als sie über die Klippe fiel. Mit seiner vierten Frau wollte er ebenfalls zum Grand Canyon, da griff das FBI zu. Während Robert Spangler ihm all seine Taten gestand, sagt Clemente, habe die vierte Frau neben ihm gesessen und ihm liebend die Hand gehalten, die ganze Zeit.

Auf der Checkliste sei Spangler deutlich jenseits der 30 gewesen. »Er war kaltherzig und berechnend, sehr manipulativ und unglaublich einnehmend, geradezu charismatisch.« Und: Spangler habe einen IQ von 167 gehabt.

Jim Clemente erzählt an diesem Tag von weiteren Serienmördern, die ziemlich schlau waren, von FBI-Kollegen, auch von Professoren und Medizinerinnen, mit denen er zusammenarbeitete und die er bewundert. Er habe viele brillante Leute kennengelernt, sagt Clemente, aber wenn er eine Liste der drei brilliantesten erstellen müsste, stünde einer auf jeden Fall darauf: James Fallon.

Den ersten IQ-Test habe er als Kind gemacht, sagt Fallon. Was rauskam, wisse er nicht mehr, jedenfalls wollten sie ihn in eine Hochbegabtenklasse stecken, mit zwei Langweilern, er habe sich geweigert. Jahrzehnte später habe er noch mal einen Test



gemacht, 153 Punkte. Einige Jahre später noch mal einen, als Teil einer Studie, dieses Mal habe er vorher vier Bier getrunken und dann 158 Punkte erreicht.

Es sei schon auffällig, dass Psychopathen häufig überdurchschnittlich intelligent seien, sagt Fallon. Vielleicht müsse man sich das vorstellen wie bei Blinden. Die können nicht sehen, aber oft überdurchschnittlich gut hören. Psychopathen könnten nicht fühlen, aber oft ziemlich gut denken.

Nachdem er im Oktober 2005 auf die Aufnahme seines Gehirns geblickt hatte, ließ er den Scanner checken. Den Computer. Den Drucker. Funktionierte alles einwandfrei. Dann informierte er seine Familie, die engsten Freunde und Kollegen. Fallon erzählt, zwei Kolleginnen hätten daraufhin den Kontakt zu ihm abgebrochen, weil sie Angst vor ihm bekommen hätten. Fragt man aber heute seine Frau, zwei seiner Brüder, drei enge Freunde und einen langjährigen Kollegen nach ihrer Reaktion, sagen sie jeweils fast wortgleich: Mich hat das nicht gewundert.

In seinem Garten wählt Fallon jetzt die Nummer seines besten Freundes und stellt laut. Sie kennen sich seit mehr als 50 Jahren. Der Freund ist ein bekannter Arzt und bittet, weil er keine Patienten verlieren will, um Anonymität. Warum er damals nicht überrascht gewesen sei? »Wo fange ich an?«, antwortet der Freund.

Ende der Sechzigerjahre sei er mit Fallon – sie waren beide Doktoranden – zu einer Studentenparty gegangen. Dort habe Fallon irgendwie eine Reihe von Leuten überzeugt, ihre Möbel aus den Zimmern zu holen, auf der Straße aufzutürmen, mit Schnaps zu tränken und anzuzünden. Die Flammen seien so hoch gewesen wie die Straßenlaternen.

Fallon schmunzelt, als er das hört. Er sagt, Feuer habe ihn schon als Kind fasziniert. In der Apotheke seines Onkels habe er mit Salpeter experimentiert. Erst habe er Schießpulver hergestellt, später auch Rohrbomben.

Frühe Verhaltensauffälligkeiten: 1 Punkt. (Für zwei Punkte hätte er Schlimmeres tun müssen, Tiere zu Tode quälen zum Beispiel.)



Der Freund: »Es fing immer harmlos an. Wir waren zum Beispiel mal auf einer Party, und da war ein Whirlpool. Dieser Psychopath hat gesagt: Wäre es nicht cool, wenn sich alle Frauen ausziehen und da reingehen würden?«

Fallon: »Ja, das ist einfach.«

Der Freund: »Jim startete eine Unterhaltung, halb Wissenschaft, halb Nonsense. Und es dauerte nicht lange, da standen Menschen um uns rum und hörten zu.«

Fallon: »Dann streust du ein paar Witze ein, sorgst dafür, dass alle etwas zu trinken haben, und irgendwann sagst du, wisst ihr, angesichts des piloelektrischen Effekts wäre es jetzt für alle besser, wenn wir uns ausziehen würden. So schnell kannst du gar nicht gucken, wie da die Klamotten fliegen.«

Der Freund: »Es hat nicht lange gedauert, da war der Pool voller nackter Frauen.«

Ständig hätten sie damals Sex haben können, sagen die beiden. Sie hätten immer abgelehnt. »Es ging nur um die Herausforderung, das Angebot zu kriegen. Um das Spiel«, sagt Fallon.

Sprachgewandter Blender: 2 Punkte.

Manipulatives Verhalten: 1 Punkt.

Im Dezember 2005, zwei Monate nach seiner Entdeckung, stand Jim Fallon mit seiner Mutter in der Küche. Sie redeten über sein Gehirn. Auch sie sei nicht überrascht gewesen, sagt Fallon. Als er klein war, habe sie seine Lehrer gebeten, ihn unbedingt immer zu beschäftigen: Da sei etwas Teuflisches in ihm, das rauskomme, wenn er sich langweile. Als Schüler hatte Fallon viele Hobbys, er war Ringer, spielte Football und machte Leichtathletik, er schwamm bei Wettkämpfen mit und fuhr Ski. In der Küche, im Dezember 2005, habe seine Mutter ihn gefragt: Hast du schon das Buch über die Familie deines Vaters gelesen?

Väterlicherseits stammt Fallon von einer alten englischen Familie ab, den Cornells. Über die hatte gerade eine renommierte New Yorker Historikerin ein Buch



geschrieben. Fallon besaß ein Exemplar, aber er hatte noch nicht reingeschaut. Nach dem Essen zog er sich zurück in sein Arbeitszimmer. Das Buch heißt *Killed Strangely* und erzählt eine Familiengeschichte voller Bluttaten.

Im Jahr 1673 verbrannte eine von Fallons Vorfahrinnen in ihrem Haus, ihr Sohn wurde des Mordes beschuldigt. 1843 schlug ein weiterer Vorfahr seine Frau mit einer Schaufel nieder und schnitt ihr mit einem Rasiermesser die Kehle durch. 1892 tötete eine Ahnin ihre Stiefmutter und ihren schlafenden Vater mit einer Axt. Dazu listet das Buch weitere ungeklärte Todesfälle auf, manchmal ist vom Wahnsinn einiger Familienmitglieder die Rede.

In seinem Garten steht Jim Fallon auf, verschwindet im Haus und kommt mit einem Notizbuch wieder, es sieht alt aus. Er blättert darin und sagt, es gebe da diese Geschichte, die passe gut ins Bild. Ein Eintrag vom 9. August 1980, Fallons eigene Handschrift. Da steht, Onkel Harry habe etwas von einem Mörder in der Familie angedeutet. Aber egal, wie sehr man nachfrage, er wolle nichts weiter sagen.

Fallon sagt, als sein Onkel das Geheimnis mit ins Grab nahm, habe niemand in der Familie mehr damit gerechnet, es je zu lösen. Dann tauchte 2018, fast vier Jahrzehnte später, dieser Dokumentarfilmer bei Fallon auf, der zu einem der berühmtesten Mordfälle der amerikanischen Geschichte recherchierte.

1908 wurde die 20-jährige Hazel Drew im Bundesstaat New York erschlagen, nicht weit von dort, wo Fallon später aufwuchs. Der Fall wurde nie aufgeklärt. Der Regisseur David Lynch hat aus diesem Verbrechen später die Fernsehserie *Twin Peaks* gemacht. Fallon erfuhr von dem Dokumentarfilmer, dass als Hauptverdächtiger ein Zahnarzt gelten muss, mit dem die junge Frau eine Affäre gehabt hatte. Dieser Zahnarzt war: Fallons Großvater.

Als Fallon 2005 erstmals von seiner blutigen Familiengeschichte erfuhr, war die Erforschung des menschlichen Genoms noch nicht so weit wie heute. Aber bereits damals waren ein gutes Dutzend Gene bekannt, die mit aggressivem Verhalten in Zusammenhang gebracht werden. Jahre zuvor war ein Artikel in *Science* erschienen,



darin ging es um eine niederländische Familie, deren Männer Generation für Generation auffällig aggressiv waren. Ein Mann hatte seine Schwester vergewaltigt. Einer hatte versucht, seinen Chef zu überfahren. Zwei Männer hatten Häuser in Brand gesetzt. Mediziner hatten herausgefunden, dass alle diese Männer eine besondere Variante eines Gens besaßen – des MAOA-Gens.

Dieses Gen bildet das Enzym Monoaminoxidase A, das wichtig ist für das chemische Gleichgewicht im Gehirn. In der besonderen Variante, die bei den niederländischen Männern vorkam, wird zu wenig davon produziert, was zu impulsiver Aggression führen kann. Seit der Veröffentlichung der Studie ist diese Genvariante auch als »Krieger-Gen« bekannt. Ende 2005 bat Fallon eine Forscherkollegin, eine Genanalyse von ihm und seinen Familienmitgliedern zu machen.

Das Ergebnis kam einige Monate später: Fast alle seine Familienmitglieder hatten das »Krieger-Gen«. Er auch. Später belegte ein Freund und Kollege Fallons, der Psychiater Fabio Macciardi: Von den sonstigen Genen, die mit aggressivem Verhalten zusammenhängen, hatte Fallon ebenfalls fast alle – und mehr als die anderen Familienmitglieder. »Wäre das ein unbekannter Patient gewesen, hätten bei mir alle Alarmglocken geläutet«, sagt Macciardi. »Aber ich kannte ja Jim, also machte ich mir keine Sorgen.«

Das Rätsel war damit noch größer geworden. Jim Fallon hatte nicht nur das Gehirn eines Killers. Er hatte auch die Gene eines Killers. Und trotzdem war er keiner. Es musste also noch etwas geben, einen dritten Faktor, der dazu führt, dass ein Mensch zum psychopathischen Mörder wird. Einen, den er, Jim, nicht hat.

Anfang der Neunzigerjahre forschte Jim Fallon eine Weile in Nairobi, der Hauptstadt Kenias, als ihn dort sein jüngerer Bruder Tom besuchte. Tom Fallon erzählt, ebenfalls am Telefon, ebenfalls während Jim zuhört, dass sein großer Bruder damals unbedingt diese Höhle an der ugandischen Grenze besuchen wollte. Regelrecht vorgeschwärmt habe Jim ihm von diesem Ort, an dem man Elefanten sehen könne, die



Mineralien von den Höhlenwänden lecken. Es gebe dort wegen der Rebellen kaum Touristen, habe er gesagt, aber es sei total sicher.

Fallon schmunzelt schon wieder.

Sie waren dann wirklich die einzigen Besucher, erzählt Tom. Elefanten sahen sie keine, dafür riesige Fledermausschwärme. Eine magische Erfahrung, sagt Tom. Aber dann habe er einige Wochen später, zurück in den USA, einen Fernsehbeitrag gesehen. Darin wurden Menschen in Schutzanzügen gezeigt. Gesundheitsexperten hatten einen Ausbruch des tödlichen Marburg-Virus, einer Infektionskrankheit, die mit Ebola verwandt ist, bis zu dieser Höhle zurückverfolgt, genauer gesagt zu den Fledermäusen, die darin lebten. »Ich rief Jim an«, sagt Tom, »und schrie: Du hast das gewusst, oder?«

»Klar habe ich das gewusst«, sagt Fallon, »das war ja der eigentliche Grund, warum ich zur Höhle wollte. Ich wollte den Weg des ersten Patienten, der am Virus gestorben war, zurückverfolgen, einfach weil ich das spannend fand.«

Allgemeine Verantwortungslosigkeit: 1 Punkt.

Tom: »Ich habe gesagt: Das verzeihe ich dir nie!«

Jim: »Hast du aber.«

Tom: »Ja.«

Jim: »War ja auch großartig, oder?«

Mangel an Schuldempfinden: 1 Punkt.

Er selbst wäre nie auf die Idee gekommen, sagt Jim Fallon, dass es ihm an Empathie mangeln könnte. Aber als er im Zuge dieser Serienkillerhirn-Sache die Menschen in seinem Umfeld bat, ihm ehrlich zu sagen, was sie von ihm hielten, war es, als hätten sie ihm schon lange mitzuteilen versucht, dass mit ihm etwas nicht stimme.

Seine Frau erinnerte ihn daran, dass er nach der Geburt seiner Kinder jeweils mehrere Nächte lang durchgefeiert und sich weder um sie noch um das Baby gekümmert habe. Ein Kollege erinnerte ihn daran, dass sie mal zusammen in Miami



einen Vortrag halten sollten und er einfach nicht aufgekreuzt sei, weil er sich lieber spontan eine kubanische Band anhörte. Und Fallon selbst erinnerte sich, wie er mal in einem Leichenschauhaus in Nairobi eine Familie sah, die um ein totes Mädchen in einem weißen Kleid herumstand, und wie er gesagt habe: »Was für ein hübsches Kleid.«

Mangel an Empathie: 1 Punkt.

Oberflächliche Gefühle: 2 Punkte.

Übernimmt keine Verantwortung für konkretes Fehlverhalten: 2 Punkte.

Jim Fallon sagt, an einem Tag im Jahr 2006 sei er auf die Lösung gestoßen; auf das dritte Merkmal, das einen Menschen zum psychopathischen Killer machen kann. Er habe im Garten im Whirlpool gesessen wie so oft, und sein schweifender Blick sei auf dem Holzhocker haften geblieben, den seine Mutter gern benutzte, wenn sie die Geranien auslichtete. Der Hocker hatte drei Beine.

Er hatte das Hirn. Er hatte die Gene. Was er nicht besaß, war das Dritte – das, wovon er in den Monaten zuvor immer wieder gelesen hatte, ohne jedoch die Systematik dahinter zu erkennen.

Joel Rifkin wurde im Alter von drei Wochen von seinen biologischen Eltern getrennt.

Cary Stayner war elf, als sein jüngerer Bruder entführt wurde.

In einer Befragung von 35 psychopathischen Kriminellen gaben 70 Prozent an, in ihrer Kindheit schwer misshandelt worden zu sein.

Ihm, Jim, fehlten die Traumata. Er war in einer liebevollen Großfamilie aufgewachsen. Er hatte viel Liebe und Fürsorge erfahren.

Heute sei ihm bewusst, sagt Fallon, dass er lange Jahre einem Irrglauben aufgesessen war. Der Weg eines Menschen ist keineswegs von Geburt an vorgegeben. Die Erziehung, das soziale Umfeld, all die Dinge, die er immer für Sozialarbeiter-Geschwätz gehalten hatte, sind tatsächlich wichtig.



Fallon erklärt das gern mit einer Analogie. In seinem Lieblingsfilm *Charly* aus den 1960ern schreibt ein Mann an eine Tafel: *That that is is that that is not is not is that it it is* . Eine Frau fragt, was das bedeutet. Daraufhin fügt er die Satzzeichen hinzu: *That that is, is. That that is not, is not. Is that it? It is.*

Das, was ist, ist. Das, was nicht ist, ist nicht. Ist es das? Ist es.

So in etwa sei es auch mit den Genen, sagt Fallon. Sie sind von Geburt an da, allerdings nur als Rohcode. Wie sie genau funktionieren, wird später bestimmt, epigenetisch, vor allem in den ersten beiden Lebensjahren. Ein Baby nimmt durch die Muttermilch Alkohol zu sich oder atmet Zigarettenrauch ein. Ein Kleinkind leidet unter Stress, weil es missbraucht wird oder weil sich seine Eltern scheiden lassen – solche äußeren Faktoren können dafür sorgen, dass sich die vorgesehenen Satzzeichen ändern. Dass Moleküle an ein Gen andocken und zum Beispiel die Produktion von Serotonin ankurbeln oder drosseln. So verändert sich das chemische Gleichgewicht im Gehirn – und damit verändern sich unter Umständen Gedanken, Gefühle, Verhalten.

That that is, is. That that is not, is not. Is that it? It is?

Ein Fragezeichen am Ende. Eine winzige Veränderung. Die Gehirne von James Fallon und einem Serienkiller können im Hirnscanner ähnlich aussehen und doch völlig verschieden funktionieren – wenn die Veränderung zum Beispiel an einer bestimmten Stelle des »Krieger-Gens« stattfindet. Das, sagt Fallon, könne den Unterschied machen zwischen einem Psychopathen, der tötet, und einem »*pro-social psychopath*« wie ihm.

Prosozialer Psychopath. So nennt er sich. Denn er sagt, er habe gleich doppelt Glück gehabt. Seine liebende Familie habe ihn davor bewahrt, zum Killer zu werden. Gleichzeitig hätten ihm seine zwei Serienkiller-Merkmale zu großem Erfolg im Leben verholfen. Fallon ist überzeugt, dass er nicht trotz seiner psychopathischen Züge Karriere gemacht und als Forscher der Gemeinschaft gedient hat. Sondern wegen ihnen.



Immer wollte irgendwer, dass er der Chef war, sagt er. Als Kind brachte er im Freizeitpark andere Kinder dazu, ein Piratenschiff zu kapern, obwohl es gerade außer Betrieb war. Während die Kinder das Schiff in die Mitte des künstlichen Sees geschoben hätten, habe er am Steuerrad gestanden. Diese Geschichte lässt sich nicht überprüfen. Was sich überprüfen lässt: Fallon bekam früh seinen Lehrstuhl. Wurde Institutsdirektor, Vorsitzender des Universitätssenats und nebenbei Chefforscher eines Pharmaunternehmens.

Habe sich ein Kollege oder eine Kollegin nicht getraut, eine Studie zu leiten, einen Vortrag zu halten, ein Interview zu geben oder eine schwierige Entscheidung zu treffen, dann sei er gefragt worden. Weil alle wussten, dass er gern vor Menschen spricht und stets auf der Suche nach etwas Neuem ist.

Wenn Psychopathen einfach nur schädlich sind für Gesellschaften, fragt Fallon, wie kann es dann sein, dass die Evolution sie nicht aussortiert hat? In der Tat ist ihr Anteil an der Bevölkerung nach allem, was man weiß, ziemlich stabil, und zwar kulturübergreifend: etwa ein Prozent. Kann es sein, dass Psychopathen entgegen ihrem Ruf eine wichtige soziale Funktion ausüben?

Folgendes Szenario: Ein Eisenbahnwaggon rast ein Gleis hinunter, auf fünf Menschen zu, die angekettet sind und nicht fliehen können. Zum Glück können Sie, der Beobachter, den Waggon mit einem Knopfdruck auf ein anderes Gleis leiten. Dort ist nur ein Mensch festgekettet. Ein Toter versus fünf Tote. Drücken Sie den Knopf?

Die meisten Menschen beantworten diese Frage, gestellt von Wissenschaftlern, mit Ja.

Eine Abwandlung: Der Waggon rast wie gehabt auf die fünf Menschen zu. Diesmal gibt es keinen Knopf, aber Sie stehen auf einer Brücke über dem Gleis, und vor Ihnen steht ein großer, dicker Mensch, den Sie nicht kennen. Wenn Sie ihn auf das Gleis schubsen, wird das den Waggon aufhalten. Ein Toter versus fünf Tote. Schubsen Sie ihn?



Bei dieser Frage werden die meisten Menschen nervös, zittrig. Weniger sagen Ja. Und wenn doch, dann haben sie länger nachgedacht. Die Entscheidung fühlt sich persönlicher an.

Der Harvard-Psychologe Joshua Greene hat herausgefunden, dass das erste – »unpersönliche« – Dilemma im Gehirn vom präfrontalen Cortex und vom Parietallappen bearbeitet wird. Von Regionen also, die für rationales Denken zuständig sind. Beim zweiten Dilemma leuchten im Hirnscanner unter anderem die Amygdala und der Orbitallappen auf. Regionen also, die für Emotionen verantwortlich sind. Bei den meisten Menschen zumindest. Bei Psychopathen in der Regel nicht. Für sie gibt es keinen Unterschied.

Fragt man Fallon, ob er den Menschen auf das Gleis schubsen würde, sagt er: »Klar, ohne zu zögern.«

Manchmal müssen nicht nur in Gedankenspielen, sondern auch in der Realität schwere Entscheidungen getroffen werden. Zum Beispiel von Politikern, wenn eine Maßnahme schlecht für einige wenige ist, aber gut für viele andere.

Manchmal muss auch in der Realität jemand unter Druck emotional unbeteiligt bleiben. Wenn ein Unfallopfer zu verbluten droht, dürfen die Hände eines Chirurgen nicht zittern.

Manchmal muss auch in der Realität ein Job erledigt werden, von dem man wünschte, es müsste ihn nicht geben. Wenn die Soldaten einer Spezialeinheit zum Beispiel versuchen, Geiseln zu befreien, dürfen sie keine Angst haben.

Nicht wenige berühmte Politiker weisen in Fernanalysen von Psychologen deutliche Züge von Psychopathie auf. Donald Trump natürlich. Aber auch Bill Clinton, John F. Kennedy und Ronald Reagan.

Bei herausragenden Chirurgen lässt sich nachweisen, dass ihre für Empathie zuständigen Hirnregionen unterfunktional sind, wenn sie operieren.

Zeigt man Elitesoldaten im Hirnscanner Bilder von Terroranschlägen, Folterszenen und Erschießungen, beschleunigt sich, anders als bei den meisten



Menschen, ihr Herzschlag nicht. Im Gegenteil, er verlangsamt sich. Sie werden ruhig und konzentriert.

Es gibt also Gesellschaftsbereiche, in denen Menschen an die Spitze kommen, die sich psychopathische Züge antrainiert haben – oder sie von Beginn an hatten. Die Frage ist nur: Sind das wirklich Psychopathen?

Jim Fallon sagt, einmal habe er sich selbst mithilfe der Hare-Checkliste eingestuft, dabei sei er auf 28 Punkte gekommen. Also auf einen außergewöhnlich hohen Wert, aber knapp unterhalb der Grenze von 30, ab der jemand im streng klinischen Sinn als Psychopath gilt. Ein Mann an der Schwelle zum Schwerverbrecher. Das passe, sagt Fallon.

Robert Hare, der Vater der Psychopathie-Checkliste, ist mittlerweile 87 Jahre alt und lebt im kanadischen Vancouver. Schickt man ihm eine E-Mail, dass man mit ihm über James Fallon sprechen wolle, antwortet Hare, man solle sich an einen Kollegen wenden, mit dem er seit Jahren zusammenarbeite. Dieser Kollege ist Andreas Mokros, Professor für Psychologie an der Fernuniversität Hagen. Wahrscheinlich kennt sich in Europa niemand so gut mit der Diagnose von Psychopathie aus wie er.

Mokros sagt am Telefon, ja, von Fallon habe er gehört, interessanter Fall. Bevor er darauf eingehe, wolle er etwas vorausschicken. Es sei schwer, wirklich sehr schwer, auf der Checkliste die 30 Punkte zu erreichen. Das schaffen US-Präsidenten nicht. Und nur die allerwenigsten Chirurgen und Elitesoldaten.

Dann muss man Mokros einige Fragen zum erfolgreichen Universitätsprofessor Jim Fallon beantworten. Fallon ist nach eigenem Bekunden nie kriminell geworden. Er hat auch nie den Hund der Nachbarn vergiftet. Er bringt sogar Eichhörnchen, die sich in seinen Garten verirrt haben, zurück in den Wald.

Jugendkriminalität: 0 Punkte.

Kriminelle Vielseitigkeit: 0 Punkte.

Schwache Verhaltenskontrolle: 0 Punkte.



Fallon ist seit 52 Jahren mit seiner Frau verheiratet und schwört, nie fremdgegangen zu sein. Sein bester Freund bestätigt das für zahlreiche Situationen, die er miterlebt hat und in denen Fallon durchaus die Möglichkeit dazu gehabt hätte.

Promiskuität: 0 Punkte.

Viele kurzzeitige Beziehungen: 0 Punkte.

Seinen Freund kennt Fallon seit mehr als 50 Jahren, das Gespräch zwischen ihnen ist eindeutig auf Augenhöhe – klassisches Freunde-Pingpong des Gedanken-Vervollständigens und Einander-Anspornens. Fallon arbeitet seit 43 Jahren an derselben Universität. Er wohnt seit über 30 Jahren im selben Haus.

Mangel an realistischen, langfristigen Zielen: 0 Punkte.

Sprunghaftigkeit: 0 Punkte.

Parasitärer Lebensstil: 0 Punkte.

Wirkliche Psychopathen, sagt Andreas Mokros, führen ein völlig anderes Leben als James Fallon. Das habe zwei Gründe. Erstens hätten Psychopathen so wenig Kontrolle über sich, dass sie, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen, häufig große Risiken eingingen. Das könne gut gehen, aber irgendwann führe es normalerweise dazu, dass sie geschnappt werden, oft schon früh im Leben. Und wer einmal kriminell auffällig geworden sei, dem seien viele Wege verschlossen. Psychopathen, sagt Mokros, machen keine Karriere.

Vor allem aber, sagt Mokros, seien Psychopathen so emotionslos, dass sie keine echten menschlichen Beziehungen knüpfen können. Auch das könne gut gehen, manchmal sogar eine ganze Weile lang, aber irgendwann eben nicht mehr. Dann ziehen Psychopathen weiter, suchen sich einen neuen Job, oft in einem neuen Berufsfeld, wechseln den Wohnort, die Bekanntschaften, die Ehepartner. Und hinterlassen wieder verbrannte Erde. Woraufhin das Ganze von vorn beginnt.

Erzählt man Andreas Mokros, dass James Fallon sich selbst einen »prosozialen Psychopathen« nennt, lacht er. So etwas gebe es nicht. Dann bietet er an, Fallon zu



begutachten. Eigentlich wäre dafür ein Interview mit dem Probanden gut, andererseits könne er auf Grundlage der Recherche der *ZEIT* durchaus eine qualifizierte Aussage treffen. Alle Punktzahlen in diesem Text stammen von Andreas Mokros.

Laut seiner Analyse kommt Fallon bei 19 von 20 Merkmalen (eines kann nicht berücksichtigt werden, weil Fallon nicht vorbestraft ist) zu folgendem Ergebnis: 14 Punkte. »Das ist deutlich erhöht«, sagt Andreas Mokros. »Aber er ist kein Psychopath, nicht mal annähernd.«

Und die 28 Punkte, von denen Fallon selbst spricht? Mokros sagt, auch wenn man Fallon alle Punkte gebe, die man ihm irgendwie geben könne – diese 28 könne er unmöglich erreichen. Was zu der Frage führt, ob Jim Fallon die Wahrheit sagt, wenn er behauptet, einen so hohen Wert auf der Checkliste zu erzielen. Es ist die Frage nach Merkmal 4. *Pathologisches Lügen*.

Es ist schwierig, einen journalistischen Text über einen Menschen zu schreiben, der sich selbst eine Persönlichkeit attestiert, zu der das Lügen gehört. Fragt man Fallon am Ende, wie oft er bei den Interviews für diesen Artikel gelogen hat, antwortet er: »Kein einziges Mal!« Und tatsächlich: Egal mit wem die *ZEIT* gesprochen hat, um seine Darstellungen zu prüfen – mit dem Labortechniker, der dabei war, als Fallon die Aufnahme seines eigenen Gehirns sah, mit dem Forscher, der die Genanalyse gemacht hat, mit seinem Bruder Tom, der mit ihm in der kenianischen Höhle war, und mit weiteren Menschen –, stets deckten sich ihre Schilderungen weitgehend mit Fallons Bericht.

Und selbst wenn er sich seine 28 Punkte einfach ausgedacht hätte, was Fallon streng zurückweist, wäre das noch kein ausreichender Hinweis auf eine krankhafte Form des Lügens. Was für eine Ironie: Hätte Fallon öfter mal Quatsch erzählt – die Story vom Spitzenforscher als Beinahe-Psychopath, die er über sich in die Welt gesetzt hat, wäre dadurch glaubwürdiger geworden.

Pathologisches Lügen: 0 Punkte.



Andreas Mokros sagt, Fallon sei zwar definitiv kein Psychopath, dafür sehr wahrscheinlich etwas anderes. Ein Narzisst.

Im mittleren bis hohen Bereich der Checkliste, dort, wo Fallon angesiedelt sei, aber auch die vielen hochehrgeleiteten und niedrigempathischen Politiker, Chirurgen und Soldaten, finde man oft Menschen mit dieser Persönlichkeitsstörung. Grob vereinfacht ist Psychopathie nämlich nichts anderes als eine Steigerung des Narzissmus. So gut wie alle Psychopathen sind auch Narzissten: *Sprachgewandter Blender, Manipulatives Verhalten, Mangel an Schuldgefühlen*. Aber das heißt noch lange nicht, dass alle Narzissten auch Psychopathen sind.

Man muss sich vergegenwärtigen, dass diese Etiketten – »Narzisst«, »Psychopath« – keine absoluten Wahrheiten bezeichnen. Sie sind diagnostische Werkzeuge, um die endlose Komplexität des menschlichen Geistes zu vereinfachen. Wie alle Werkzeuge können auch diese von unterschiedlichen Menschen unterschiedlich eingesetzt werden.

Von Profilern, um Verbrecher aufzuspüren.

Von Psychiatern, um Diagnosen zu erstellen.

Und, auch das ist denkbar, von einem Narzissten, um sich selbst weltberühmt zu machen.

Nimmt man für einen Moment die Perspektive eines Menschen ein, für den kaum etwas wichtiger ist als die Bestätigung der eigenen Großartigkeit, dann kommt einem folgender Gedanke: Was für eine Steilvorlage wäre es, ein Gehirn zu haben, das sich mit dem Etikett »psychopathisch« versehen lässt. Was für eine Geschichte man darauf aufbauen könnte! Eine, die wahr genug ist, um nicht sofort als Inszenierung enttarnt zu werden. Eine Geschichte, so unfassbar gut, dass sie das Potenzial hat, Bühnen auf der ganzen Welt zu eröffnen.

Jim Fallon hat ein Buch geschrieben. Es heißt *Der Psychopath in mir*. Er hat weltweit mehr als hundert Interviews gegeben. Er hat unzählige Vorträge gehalten. In Oslo auf einer Fachkonferenz von Psychiatern, an der auch der norwegische



Premierminister teilnahm. Bei Google vor den Firmengründern Larry Page und Sergey Brin, die ihn daraufhin nach Sizilien einluden, zu einem exklusiven Wochenende mit anderen Prominenten. Und im Jahr 2009 einen TED Talk.

Man sieht Fallon auf einer Bühne, hinter ihm auf Bildschirmen: seine Hirnscans. Er erzählt seine Geschichte, die Pointen sitzen – eine großartige Verbindung von persönlichem Storytelling und Forschungsbericht, komprimiert in sechs Minuten. Das Video wurde über Nacht mehr als 30.000-mal aufgerufen. Bis heute kann man es, untertitelt in 36 Sprachen, ansehen. Mehr als drei Millionen Mal wurde das bereits gemacht.

Einer der Menschen, die den TED Talk sehr früh gesehen haben, ist Simon Mirren. Er war gerade auf der Suche nach einer Idee. Seit einigen Tagen schrieb er am Drehbuch für eine neue Folge der Fernsehserie *Criminal Minds*. Darin jagt eine FBI-Eliteeinheit gefährliche Serienkiller, so wie es der Profiler Jim Clemente im echten Leben gemacht hat. Mirren ist der wichtigste Drehbuchautor der Serie. Was ihm damals noch fehlte, war eine Eröffnungsszene für seine Folge. Irgendetwas Großes. Dann stieß er auf Fallons Auftritt.

»Ich bekam Gänsehaut«, erinnert sich Mirren in einem Café am Sunset Boulevard, nicht weit von seinem Haus oben in den Hügeln Hollywoods, wo jene wohnen, die es geschafft haben im »Zirkus«, wie Mirren das nennt. »Ich wusste sofort, das war meine Szene. Wir mussten gar nicht viel ändern. Wir mussten einfach nur James filmen, wie er diese Rede hält.«

Also lud er Fallon zu einer Grillparty in seinem Garten ein. Viele *Criminal Minds*-Leute kamen, auch Mirrens Tante, die Schauspielerin Helen Mirren. »James war der Star des Abends, du kannst dir das nicht vorstellen«, sagt Simon Mirren. »Er saß auf einem Stuhl, und man musste sich verdammt noch mal in eine Schlange stellen, um mit ihm zu reden. Meine Tante spricht heute noch davon.«

Für den Dreh holten sie Fallon nach L.A. Das Filmteam hatte einen Hörsaal zum Set umfunktioniert. Lauter Statisten, zwischendrin die Schauspieler der Serie. Und der



Star: James Fallon. Gefilmt von riesigen Kameras, erklärte er den fiktiven FBI-Ermittlern das Gehirn eines Serienkillers. Später wurden diese Bilder gegengeschnitten mit Aufnahmen einer Psychopathin, die kaltblütig eine Familie umbringt. Es ist großes Kino.

»Ist für einen Narzissten eine größere Gratifikation denkbar?«, fragt Andreas Mokros. »Er spielt in einer weltberühmten TV-Serie mit. Und zwar nicht irgendeine Rolle. Sondern sich selbst, wie er Menschen, die schon Experten sind, mit seinem Fachwissen zu noch größeren Experten macht.«

Fragt man Jim Fallon in seinem Garten nach dieser Erfahrung, antwortet er: »Oh, es war großartig! Die haben mir sogar einen eigenen Wohnwagen gegeben, mit Schminkspiegel und Bar. Wie bei einem richtigen Filmstar!«

Was er nicht sagt, ist, dass er zehn Versuche brauchte, bis die Szene im Kasten war.

Grandiosität: 2 Punkte.